

Das Tragtier Regina

Heutzutage sieht man bei uns keine Mulis mehr. Selbst das Österreichische Bundesheer hält nur noch am Haflinger fest. Mulis sind eine Kreuzung von Eselshengst und Pferdestute. Und ich hatte immer den Eindruck, dass unsere Mulis beim Militär über diese Tatsache seelisch schwer hinweg kamen. Es muss ja wirklich belastend sein, zu wissen, dass der Vater ein Esel ist. Mulis sind daher nur sehr begrenzt kontaktfähig. Mit Pferden kann man reden. Man spürt Reaktionen. Mulis sind weniger ansprechbar.

Mein Freund Georg, der von Beruf Oberkellner in einem Großhotel am Arlberg war und drei Fremdsprachen beherrschte, wurde in der deutschen Wehrmacht als Muliführer eingesetzt. Man war dort immer sehr darauf bedacht, die Menschen entsprechend ihren zivilen Fähigkeiten einzusetzen. Es ist ihm aber nie gelungen, zu seinem Tragtier Regina eine nähere Beziehung aufzubauen. Regina war weder auf Deutsch noch Italienisch, Englisch oder Französisch ansprechbar und blieb immer abweisend. Sie war schrecklich stur. Georg hat mir versichert, sie könne fünf Stunden in eine Ecke schauen, ohne mit einem Ohr zu wackeln – was auch nicht gerade ein Hinweis auf ein reiches Innenleben ist. An sich wäre es die Rolle Reginas gewesen, als Tragtier den Siegeszug der deutschen Armeen zu verstärken. Sie wollte aber kein Tragtier sein. Sie war ein Zuchtier. Aber nicht eines das zieht, sondern das gezogen wird. Wenn man hie und da zu den Kolonnen der Tragtiere zurückschaute, die da durch die klirrkalten Weiten der nordrussischen Landschaft zogen, konnte man immer in der Mitte der hintereinander durch den Schnee

stapfenden Soldaten und Mulis eine Lücke entdecken. Da riss die Kolonne ab und kam nie recht zum Anschluss. Das war mein armer Freund Georg mit seinem Tragtier Regina. Er, der selbst schwer beladen war, stolperte voraus und musste mit langem, über die Schulter gelegtem Zügel seine Regina hinter sich her ziehen. Sie machte einen langen Hals, legte die Ohren zurück und folgte nur höchst widerwillig mit hinhaltender Resistenz.

Sie hatte absolut keinen Sinn dafür, dass der große Feldherr seinen Armeen als Programm „Vorrwärts!“ (mit drei r) zugerufen hatte und dass alle Generalfeldmarschälle, Generäle, Obersten, Majore und Kompagniechefs dieses „Vorrwärts“ in den verschiedensten Tönen weiter brüllten. Regina war das wurscht. Sie beschleunigte ihren Gang nicht. Sie machte tagelang den Hals lang, als ob sie die Absicht hätte, zu einer Giraffe zu mutieren. Sie wäre das richtige Wappentier für die passive Widerstandsbewegung gewesen. Man weiß natürlich nicht, was in einem so verschlossenen Tier vorgeht. Aber vielleicht hatte Regina eine Ahnung, was für ein ungeheurer militärischer Unsinn der Marsch in den Winter und das Vorrwärtsgeplärr des großen Führers war. Man kann nicht von der Hand weisen, dass im hinhaltenden Widerstand von Regina mehr Weisheit war als im Oberkommando der Wehrmacht. Die Zukunft unserer Truppe im Besonderen und des Dritten Reiches im Allgemeinen hat ihr jedenfalls recht gegeben. „Lasst den Blödsinn!“, sagte ihr langer Hals und der immer gestraffte Zügel, „lasst den Blödsinn, ihr rennt ins Verderben ...!“ Aber niemand hat ihre Sprache verstanden. Man hat sie missachtet, weil ihr Vater ein Esel war. Und dabei hatten so viele Esel die Führung einer ganzen Nation übernommen.

Schließlich kamen wir in bitterster Kälte in die Frontstellung. Im Flussbett des Lowat, der völlig zugefroren war, wurden



die Tragtiere zurückgelassen. Wir gingen ein Stück weiter und schlugen an einem Waldrand die Zelte auf, natürlich Zelte ohne Boden, die bereits aus unseren Zeltbahnen geknüpft waren, denn bei 52 Grad unter null kann man kein Zelt knüpfen. Die Nacht brach herein – und mit ihr kam der „Eiserne Gustav“, so hieß nämlich ein russisches Bombenflugzeug, das sehr tief flog und von dem man die Bomben mit der Hand hinauswarf. Unser Zelt bekam auch einen Splitterregen ab und hatte seither viele Löcher. Aber die meisten Bomben fielen weiter rückwärts. Plötzlich stürzt einer ins Zelt herein und schreit: „Die Tragtiere! Es hat die Tragtiere erwischt!“ Georg schoss sofort empor: „Die Regina, jetzt ist die Regina hin!“ Und es war in seiner Stimme nicht viel Trauer oder Entsetzen. Er eilte hinunter zum Fluss – und da bot sich wirklich ein betrübliches Bild. Viele Tiere lagen nach den Volltreffern verwundet oder tot herum. Die anderen hatten sich losgerissen und jagten durch den Pulverschnee. Nur ein Tragtier stand unverwundet und völlig gelassen an seinem Platz: Regina! Sie bewahrte entsprechend ihrem Namen geradezu königliche Ruhe, denn Panik war nicht ihre Sache. Die Katastrophe rund um sie herum war ja eine einzige Bestätigung ihres nachhaltigen Widerstandes gegenüber den deutschen Angriffsplänen.

Ich habe später auf Bischofswappen die verschiedensten Symbole und Tiere gesehen. Bayrische Löwen und steigende Panther, Adler und Osterlämmer. Beinahe wäre ich in Versuchung gekommen, das Tragtier Regina in mein Wappen aufzunehmen. Ich habe mich ihm immer im Geheimen verbunden gefühlt, wegen seines Widerstandes gegen den Wahnsinn des Krieges, in den es sich nur mit langem Hals und gestrecktem Zügel schleppen ließ, und nicht zuletzt wegen seiner wunderbaren Errettung im zugefrorenen Fluss

Lowat. Schließlich bin ich ja auch – fast wunderbar – der Hölle entronnen. Aber im Bischofswappen wäre der Muli doch schwierig zu erklären gewesen und hätte möglicherweise zu peinlichen Deutungen führen können.



Tirol bei Nacht

Es ist ein eher seltener Anblick, aber ich habe ihn genossen. Normalerweise ist man ja bei Nacht nicht auf der Seegrube oder auf dem Hafelekar. Es ist ein einmaliges Erlebnis. Der Blick über die dunklen Bergsilhouetten im schwachen Mondlicht. Drunten das Tal und die Stadt mit den tausend Lichtern – wie die Auslage eines Spitzenjuweliers, ein Diamantenteppich. Zwischen den vielen kleinen Edelsteinen gibt es große – wie kostbare Solitäre. Da leuchtet unter dem Patscherkofel der Nachtschihang bei Heiligwasser, und da und dort strahlen Kirchenfassaden, die Straßenbeleuchtungen bilden Perlenketten, der Flughafen mit der Pistenbefehung bildet ein Brillantcollier, sogar das Gefangenenhaus Ziegelstadel flammt mit seinen Sicherheitsscheinwerfern wie ein Smaragd in der Nacht auf.

Aber als alter Seelsorger für Land und Stadt kann man zunächst nicht einfach bei dieser romantisch-verklärenden Sicht der Dinge stehen bleiben. Man weiß um die Dunkelheiten zwischen dem Licht, um Seitengassen, Hinterhöfe und Schattenwinkel der Gesellschaft, in die sich wenig Helle verirrt. Und an manchen Dunkelheiten rast das moderne, hektische Leben vorbei wie die hastenden Scheinwerfer unter den dunklen Wäldern des Paschberges und des Mittelgebirges.

Ich weiß um die Dunkelheiten. Da ist die Neunjährige, die mir weinend erzählt, dass sich ihre Eltern scheiden lassen wollen. „Ich möcht’ sie wieder zusammenbringen ...“, sagt sie. Sie wird sie nicht mehr zusammenbringen, erklärt mir der Rechtsanwalt.

Und da ist der Fixer, der von der Sucht nicht loskommt und auf der Bank auf den nächsten Schuss wartet, sozusagen im Anblick der herrlich-erleuchteten Domfassade – aber in seinem Leben leuchtet nichts mehr.

Und da gibt es den Depressiv-Kranken, für den die adventlich erleuchteten Straßen und der ganze Vorweihnachtsrummel alles andere als einen Trost darstellen. Er kann mit dieser kommerziell fabrizierten Festesstimmung nichts anfangen – im Gegenteil, sie kann seine Belastung verstärken.

Und da sind die Dunkelheiten in den vielen Stockwerken der Klinikbauten mit Bangen und Hoffen, Schmerzen und Warten, und Abschiednehmen.

Und in einer Straße da drunten weiß ich den jungen Familienvater, der den Arbeitsplatz verloren hat und jetzt nicht weiß, wie er die eben erworbene Wohnung weiterfinanzieren soll. Nein – so schön das Licht in Stadt und Tal ist, blenden lasse ich mich davon nicht, sodass ich die dunklen Schatten übersehen könnte, die in unserer Heimat nun einmal da sind. Und genau genommen, wenn ich mir das ganze nächtliche Panorama vom Kellerjoch bis zum Habicht und zum Hocheder anschau, dann scheint mehr Dunkel da zu sein als Licht.

Aber nun muss ich zu den Lichtern kommen. Es gibt in unserer Welt auch vieles, das Hoffnung macht. Und ich habe im Laufe der Jahrzehnte viele Lichter aufblitzen sehen, durchaus ein Lichteermeer – als Jugendseelsorger, als Lehrerbildner, als Diözesanbischof, als Caritasbischof von Österreich, als Pensionist bis zum heutigen Tag.

Da sind die vielen Lichter der Menschlichkeit und des Miteinanders. Ich brauche nur die obersten Stockwerke des Sanatoriums an der Kettenbrücke zu suchen – und dann bin



Die Innsbrucker Maria-Theresien-Straße bei Nacht

ich überwältigt von der wunderbaren Initiative in unserer Zeit: Der Hospizbewegung, die dem Sterben seine Würde geben will, die Würde, die Euthanasie-Abspritzer nicht kennen, weil sie fürs Einschläfern sind, wie bei den kranken Tieren im Zoo.

Und da sind die freiwilligen Helfer im Obdachlosenheim, in den Teestuben, im Rotkreuzdienst. Und die 600 Mitarbeiter des Vinzenzvereins sind ein Lichtteppich für sich.

Und eben habe ich mich bei einer Frau, die putzen geht, mit einem Brief bedankt, weil sie mir fünfzig Euro von ihrem sauer verdienten Geld für die verdurstenden Dörfer in Mali geschenkt hat. Und diese fünfzig Euro strahlen genauso wie ein kostbarer Brillantsolitär, wie die 300.000 Euro, die mir eine Dame durch ihren Rechtsanwalt für wohltätige Zwecke auf den Schreibtisch legen lässt.

Ich habe so viele Lichter erlebt. Nicht nur Lichter, die bei uns aufstrahlen, sondern auch Lichter, die wie da unten die Scheinwerfer auf der Autobahn wegfahren, ins Dunkel der Welt hinein, nach Osten in die Hilfe für arme Dörfer und Kinderheime in Rumänien, für ruinenübersäte Gebiete im Kosovo, und nach Süden in das verdurstende Elend der Sahelzone, oder nach Westen über den Atlantik in die Elendsiedlungen Brasiliens.

Beides ist großartig – die stehenden Lichter in der Heimat und die fahrenden Lichter in die Welt.

Und so ist der nächtliche Blick von der Seegrube gleichzeitig eine ernste und eine tröstliche Meditation über unsere Heimat, unsere Gesellschaft und unsere Welt.

Es gibt heute viele, die nur die Dunkelheiten sehen, die Schatten, die Probleme, die ungelösten Fragen, die Skandale, die negativen Schlagzeilen und Sensationen, die betrüblichen Statistiken und die drohenden Gefahren.

Aber vom erhöhten Standpunkt der Nordkette aus wird man auch von der Bedeutung der Lichter bewegt. Ich wage das Bild ein bisschen weiter zu denken: Der „erhöhte Standpunkt“, die Welt zu betrachten, lässt erahnen, was für eine Macht das Gute in der Welt hat und dass es nicht nur eine destruktive Globalisierung des menschenverachtenden Kapitals gibt, sondern auch eine Globalisierung der Menschlichkeit. Dieser „erhöhte Standpunkt“ ist der Glaube an einen gütigen Gott, der alles Dunkel und alles Licht der Welt umarmt, und mit seiner Macht dafür sorgen wird, dass das Licht siegt.

Ich möchte alle einladen zur letztlich tröstenden, befreienden, letztlich verzaubernden Fahrt auf den Berg, zur Schau über

T i o l b e i N a c h t .